

Benedict Schubert
Predigttext: 1. Könige 22

Geist und Lügengeist

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder,

eine Geschichte erzähle ich euch von einem Krieg, den König Achab von Israel fahrlässig vom Zaun brach. Und wie dieser Krieg ihn das Leben kostete, weil er nicht auf das prophetische Wort hörte.

Wir reisen ins 9. Jahrhundert vor Christus, in die Zeit der langjährigen syrisch-aramäischen Kriege – manchmal mag einem ja vorkommen, die seien bis heute nicht vorbei. Das Verhältnis zwischen dem Kleinstaat Israel und seinem nördlichen Nachbarn Aram war angespannt, aber endlich einmal ruhig. Seit drei Jahren, berichtet der Chronist, habe es keinen Krieg gegeben. Israel könnte sich um anderes kümmern, zum Beispiel um seine Beziehungen zu Juda, dem Schwesterreich im Süden.

Da scheinen sich Perspektiven der Zusammenarbeit aufzutun: Jehoschaphat, der König Judas, besucht seinen Amtskollegen Achab in Samaria. Sie besprechen dies und das, Handels- und Zollabkommen, Entwicklungsprojekte und Steuerfragen. Das Gespräch verläuft in angenehmer Atmosphäre, man versteht sich blendend. Da kommt Achab eine Idee, er ist sicher: eine Inspiration! Er erinnert sich daran, dass und wie die Aramäer ihm Ramot-Gilead abgeknöpft haben, eine hübsche Kleinstadt mit attraktivem Umland. Und er fragt Jehoschaphat:

„Mein lieber Amtsbruder, Ramot-Gilead gehört doch uns! Das ist doch Land, das der Ewige uns zugesagt hat. Meinst Du nicht, es ist an der Zeit, dass wir uns das zurückholen? Gemeinsam sind wir stark! Und Gott ist mit uns.“

„Ist Gott mit uns? Will Gott das?“, fragt Jehoschaphat skeptisch. Er begreift nicht, weshalb ihn die Frage überhaupt etwas angehe. Und ausserdem neigt er nicht so arg zum Stechen und Hauen. Er liebt die Künste mehr als den Krieg, das Gebet mehr als das Gefecht. Also fragt er weiter: „Wäre es, teurer Freund, wohl angezeigt, für so eine wichtige Sache Gott zu befragen?“

„Gewiss!“ Achab ist sofort einverstanden. Er kann sich kaum vorstellen, dass seine Idee nicht auch Gottes Idee sei. Und er ruft seine Propheten, die theologisch gebildeten Männer mit charismatischem Leistungsausweis, die er für genau diese Art von Fragen am Hof beschäftigt. Die Propagandaabteilung ist personell gut bestückt: es kommen rund vierhundert von den Spezialisten für Einsichten in jene Welt und Zusammenhänge, die sich unserer Erkenntnis üblicherweise verschliessen.

Sie beraten nicht lange. Sie kennen ihren König, kennen seine Launen, kennen seine Vorlieben: „Natürlich ist das ein perfekter Plan!“, bestätigen sie, „Zieh gegen Aram. Es wird ein Sabbatspaziergang, zum Apero am Abend bist Du siegreich daheim.“

Achab müssen die Vierhundert nicht überzeugen, wohl aber Jehoschaphat. Und dessen Zweifel sind nicht ausgeräumt, im Gegenteil: die schnelle Einmütigkeit kommt ihm verdächtig vor. „Wäre da nicht jemand, der ein etwas differenzierteres, vielleicht auch etwas kritischeres Votum abgeben könnte? Es geht um eine grössere Investition, da lohnt sich eine Zweitmeinung.“

„Zweitmeinung?“ fragt Achab etwas indigniert: „Wir haben schon vierhundert Stimmen gehört. Dass sie einer Meinung sind, ist doch ein Wunder und Zeichen Gottes! Aber sei's drum. Tatsächlich gibt es noch einen, *um den HERRN zu befragen. Aber ich hasse ihn, denn er weissagt mir nie Gutes, sondern immer nur Unheil: Michajehu, der Sohn des Jimla.*

Fast kommt es zum Streit, als Jehoschaphat diesen Kommentar von Achab kritisiert: „Du kannst das doch nicht so sagen, bloss weil er Dir nicht nach dem Mund redet! Könnte es nicht sein, dass deine Pläne und die Pläne Gottes nicht deckungsgleich sind?“

Achab willigt schliesslich ein und lässt Michajehu kommen. Nicht gerne, aber er vertraut auf die Wirkung der spektakulären prophetischen Inszenierung seiner Vierhundert. Auf Thronen unter dem Tor von Samaria sitzen die beiden Könige, einer prächtiger gewandet als der andere. Vor ihnen die Propheten in Ekstase, mit einem stampfenden Tanz nehmen sie vorweg, wie Israel-Juda den aramäischen Feind in den Boden stampfen wird. Ihr Anführer, Zidkijahu, hat sich Hörner aus Eisen aufmontiert und tanzt vorneweg: „Wie ein unwiderstehlicher Stier wirst Du, erhabener König, Deine Feinde zermalmen. Ramot-Gilead gehört Dir, gehört uns. Auf in den Kampf!“

Unterdessen ist Michajehu eingetroffen. Er schaut zu, auf seinem Gesicht eine Mischung von Befremden und leisem Spott. Als der König seine Propheten schweigen heisst, damit Michajehu reden kann, bemerkt dieser lakonisch: „Du hast gehört, was du hören wolltest. Jaja, zieh bloss hinauf, sei siegreich, erobere Ramot-Gilead zurück.“

Die Ironie ist nicht zu überhören. Achab ist verärgert. „Ist das, was Du eben sagtest, Wort des Ewigen? Redest Du die Wahrheit Gottes?“ Worauf Michajehu neu einsetzt und sagt:

17 Ganz Israel sah ich auf den Bergen zerstreut, wie Schafe, die keinen Hirten haben. Und der HERR sprach: Diese haben keinen Herrn; es kehre jeder in Frieden zurück in sein Haus!

18 Da sprach der König von Israel zu Jehoschafat: Habe ich dir nicht gesagt, dass er mir nie Gutes weissagt, sondern immer nur Unheil! 19 Dieser aber – der Prophet – sprach: Deshalb höre das Wort des HERRN! Ich sah den HERRN auf seinem Thron sitzen, und bei ihm, zu seiner Rechten und zu seiner Linken, stand das ganze Heer des Himmels. 20 Und der HERR sprach: Wer könnte Achab überreden, dass er hinaufzieht – damit er in Ramot-Gilead fällt? Da sagte einer dieses, und ein anderer sagte jenes. 21 Dann aber trat der Geist vor, stellte sich vor den HERRN und sprach: Ich werde ihn überreden. Und der HERR sprach zu ihm: Womit? 22 Und er sprach: Ich werde hinausgehen, und ich werde ein Lügengeist sein im Mund aller seiner Propheten. Da sprach er: Überrede ihn, du kannst es! Geh hinaus und mach es so! 23 Und nun sieh, allen diesen deinen Propheten hat der HERR einen Lügengeist in den Mund gelegt: Der HERR hat Unheil angesagt über dich! 24 Da trat Zidkijahu heran, schlug Michajehu ins Gesicht und sagte: Wie sollte denn der Geist des HERRN von mir gewichen sein, um mit dir zu reden? 25 Und Michajehu sprach: Sieh, du wirst es sehen an jenem Tag, da du von Kammer zu Kammer läufst, um dich zu verstecken.

Prophetenwort steht gegen Prophetenwort. Es ist zu vermuten, dass Jehoschaphats Zweifel nicht besänftigt waren. Doch Achab setzt sich durch. Michajehu wird ins Gefängnis geworfen. Dort soll er knapp gehalten werden, bis Achab lebendig zurück sei.

Die beiden Könige rüsten sich zum Feldzug, sie blasen Trompeten, schlagen die Trommeln. Der König von Aram ist gewarnt und er gibt den Befehl aus, alle seine Leute sollten bloss nach dem König von Israel Ausschau halten und ihn töten, dann seien Schlacht und Krieg vorbei. Achab seinerseits weiss dies und hat das prophetische Wort noch im Ohr. Deshalb

verkleidet er sich als normaler Kämpfer; Jehoschaphat aber soll als König erkennbar bleiben. Das hätte ihn um ein Haar umgebracht, doch im letzten Moment erkennen die Armäer die Kriegslist; sie lassen Jehoschaphat laufen, er ist nicht der, den sie suchen.

Was geschieht mit ihm, dem getarnten König? Erfüllt sich das Prophetenwort? 34 Irgendeiner – heisst es – hatte ahnungslos den Bogen gespannt und traf den König von Israel zwischen dem Schuppenpanzer und den Gurten. Da sprach er zu seinem Wagenlenker: Wende und führe mich heraus aus dem Heer, denn ich bin schwer verwundet. 35 Und an jenem Tag tobte die Schlacht immer heftiger, aber bis zum Abend hielt der König sich gegenüber Aram aufrecht im Wagen. Am Abend aber starb er, und das Blut aus der Wunde floss ins Innere des Wagens. 36 Und als die Sonne untergegangen war, erscholl im Heer der Ruf: Jeder in seine Stadt, und jeder in sein Land! 37 Und so starb der König; und sie kamen nach Samaria, und man begrub den König in Samaria. 38 Und man wusch den Wagen aus am Teich von Samaria, und die Hunde leckten sein Blut auf, und die Huren badeten darin, nach dem Wort des HERRN, das dieser gesprochen hatte.

Der Geist tritt ausdrücklich als Lügengeist auf. Das ist eine Zumutung. Woraan können wir uns denn noch orientieren, wenn Gott selbst sich verbirgt? Worauf dürfen wir noch hoffen, wenn er das Licht seiner Wahrheit verhüllt, um die Menschen stattdessen mit dem Schein des Trugs zu blenden?

Der Skandal in unserer Geschichte ist tatsächlich der: sie gewährt uns in der Vision des Michajehu Einblick in die Sphäre des Geheimnisses Gottes. Und lässt uns zugleich erschreckend innewerden, dass es wirklich ein Geheimnis ist. Denn das hat der Prophet gesehen und gehört: die „Ruach“ Gottes, dieser kreative, Leben schaffende und spendende Geist tritt auf und kündigt an, er werde als Lügengeist die Propheten verkünden lassen, was den Tod bringt, nicht das Leben. Gott erscheint im Widerspruch.

Die Geschichte von Michajehu, dem Sohn des Jimla, gehört zu den Texten, mit denen ich nicht fertig werde. Sie lässt mich aber auch nicht los, treibt mich um, lässt mich nachdenken.

Drei Überlegungen, die ich mir in meinem Nachdenken gemacht habe, möchte ich Euch vorlegen: eine zur Torheit von Regierenden, eine zweite zum Bekenntnis, dass Gott Herr der Geschichte ist, und schliesslich eine dritte zur Verantwortung, der wir uns nicht entziehen sollen und können.

Die Torheit der Regierenden

Zuerst also zur Torheit der Regierenden. Unter diesem schönen Titel veröffentlichte die Historikerin Barbara Tuchman vor etlichen Jahren ein Buch. Sie plädiert dafür, den Begriff „Torheit“ nicht bloss als emotionalen Vorwurf zu verwenden, sondern auch als historisches Urteil über eben törichte Entscheide, die von Regierenden gefällt werden. Es gibt andere Formen schlechter Regierung: Tyrannei oder von Selbstüberhebung oder auch schlichte Unfähigkeit – das alles führt ebenfalls ins Verderben. Doch Torheit ist für Barbara Tuchman dann zu konstatieren, wenn drei Kriterien erfüllt sind: ein törichter politischer Entscheid widerspricht erstens den eigenen Interessen der Entscheidenden selbst. Diese sind zweitens vor den Folgen ihres Tuns gewarnt worden und hätten andere Handlungsmöglichkeiten gehabt. Und drittens hat nicht einer allein entschieden, sondern es war ein Entscheid von mehreren.

Der Untertitel des Buchs lautet: „Von Troja bis Vietnam“. Die Autorin zitiert zustimmend den ehemaligen amerikanischen Präsidenten John Adams, der etwas resigniert bemerkte: „Während alle anderen Wissenschaften vorangeschritten sind, tritt die Regierungskunst auf der Stelle; sie wird heute kaum besser geübt als vor drei- oder viertausend Jahren.“ Tatsächlich beobachtet Barbara Tuchman im Verlauf der Geschichte, wie verblendet, wie betört von den eigenen Überzeugungen Mächtige wieder und wieder die gleichen Fehler begehen – mit katastrophalen Folgen für diejenigen, für die sie doch Verantwortung hätten. Sagenhaftes Urbild für die Torheit der Regierenden ist der Entscheid der Trojaner, die Tore ihrer Stadt für das Holzpferd zu öffnen, in dem die griechischen Feinde sich versteckt hielten. Kassandras Rufe hatten nichts genützt. Troja wurde zerstört. Das letzte Beispiel, das Frau Tuchman ausführlich untersucht, ist der Vietnamkrieg. Und seither sind bekanntlich noch neue Beispiele dazu gekommen.

Der Feldzug von Achab und Jehoschaphat hätte ihr ebenfalls als Illustration dienen können: es lohnt sich, die Geschichte in Erinnerung zu behalten, wenn wir politischen Debatten zuhören, wenn wir beobachten, von wem die Entscheidungsträger sich beraten lassen, wenn wir genau darauf achten, welche Ziele sie mit welchen Gründen verfolgen.

Ich lese also unsere Geschichte erstens als ein Beispiel für Torheit von Regierenden. Ich höre zweitens in ihr das mutige Bekenntnis:

Gott ist der alleinige Herr der Geschichte.

Es tobt nicht ein noch unentschiedener Kampf zwischen Gott und dem Teufel. Wir stehen nicht in einem Streit zwischen Licht und Finsternis, über

dessen Ausgang wir uns noch Sorgen machen müssten. Auch die Torheit der Regierenden muss und wird schliesslich dazu beitragen, dass Gott zu seinem Ziel kommt. Gott sitzt im Regimente, hat Paul Gerhardt einmal gedichtet.

Das ist auf der einen Seite beruhigend und tröstlich. Die andere Seite dieses Bekenntnisses ist jedoch ausgesprochen beunruhigend. Denn wir bekennen damit, dass Gott hier oder dort, damals oder morgen in einer Weise handeln mag, die wir nicht verstehen können, die uns empört. Es geschehen Dinge, die nicht zu vereinbaren sind mit dem, was wir doch von Gott wissen, worauf wir uns verlassen wollen.

Das skandalöse Bild vom Lebenshauch, der bewusst und geplant als Todesgeruch auftritt, zeugt von einem trotzigem und gleichzeitig mutigen Glauben, in dem wir daran festhalten, dass wir am Ende mit allen Fragen bei Gott selbst landen. Und wie Hiob geben wir uns nicht zufrieden mit verharmlosenden Erklärungsmodellen, sondern ringen mit Gott, konfrontieren ihn mit dem Widerspruch zwischen Seinem Wort und Willen und dem, was geschieht.

Wer die Zumutung nicht verdrängt, dass Gottes Geist trügerisch reden kann, der bereitet sich darauf vor, mit Gott so in Streit zu geraten, wie es uns Abraham oder Jeremia, Hanna oder Hiob vorgemacht haben. Sie alle akzeptierten nicht, dass Leid und Unrecht systematisch erklärt und damit gerechtfertigt wurden, sondern hielten es Gott vor, bis er selbst ihnen begegnete, sie eintauchte ins Licht. Und die Fragen waren aufgehoben.

Das ist das zweite, worüber ich wegen dieser Geschichte nachdenke. Das dritte ist dies:

Das prophetische Wort und die Verantwortung

Der spannende Widerspruch in unserer Geschichte besteht darin, dass sie zum einen behauptet, dass die Torheit des Achab göttlichem Ratschluss entspreche, ihm zum anderen aber die Möglichkeit eröffnet, von seiner Torheit abzulassen. Gott ist nicht ein blindes Fatum, dem wir ausgeliefert wären. Gott steht in Kommunikation mit uns Menschen – sogar mit Achab. Gott lässt ihn nicht stumm ins Verderben laufen, sondern schenkt gnädig sein Wort und seine Warnung. Durch das Prophetenwort könnte der König einen Ausweg ins Leben erkennen.

Das lässt uns gewiss sofort zurückfragen: Hätte Achab denn hören können, wo er doch vom unwiderstehlichen Gottesgeist selbst betört war? Kam die Warnung nicht zu spät?

Unsere Geschichte löst diese Spannung nicht auf, wie sie uns überhaupt mit mehr Fragen als Antworten zurücklässt. Sie behauptet, dass auch destruktive Torheit von Regierenden nicht an Gott vorbei geschieht. Sie bekennt, dass auch das dunkelste Geheimnis ein Geheimnis Gottes ist. Aber sie betont ebenfalls, dass wir deswegen nicht unfrei sind. Torheit bleibt unsere Torheit, für die wir Verantwortung zu übernehmen, deren Folgen wir zu tragen haben. Wir sind nicht der Pflicht enthoben, das Gute zu tun, den Willen des Ewigen zu erforschen und zu befolgen.

Ich habe Euch keine einfache Geschichte vorgelegt. Vieles bleibt offen. Lasst es offen und zugleich aufgehoben sein in der Schlichtheit dessen, was uns der Chor nun zusagt. Daran dürfen wir uns hinter und trotz dieser Geschichte halten. Im Grunde ist alles einfach: Wo Güte ist und Liebe, da ist Gott. Ubi caritas et amor, Deus ibi est.